

Das japanische Haus

Der Weg. Die Biegung. Das Haus. Durch die Pforte auf den steinbelegten Vorhof. Durch die niedrige Tür in das Innere. Die Kleider gewechselt. Die Wände aufgeschoben, so wurde der Blick auf die kleine Landschaft aus Azaleen, Steinen und Wasser frei. Den Tee vorbereitet. Den Kessel angeheizt. Sich auf die Matte gesetzt: Drei Matten aus Reisstroh im üblichen Format, an den Rändern mit dunkler Borte versehen. Drei Matten: kein großer Raum! Weniger als zehn Quadratmeter. Das „Normmaß“ für ein solches Haus sind viereinhalb Matten. Aber drei sind für ihn schon viel. Mehr würde er nicht benötigen. Vielleicht sogar weniger. Der Teemeister Sen no Rikyū hat Räume mit nur zwei Matten geschaffen. Der Mann ist auf dem Weg, selbst die Mattenfrage auf seine Körpergröße zu reduzieren.

Der Kessel singt. Die Sozialgesetzgebung seines Landes sieht um die vierzig Quadratmeter als notwendig für einen Menschen an. Drei Matten, keine zehn Quadratmeter: Es ist genug. Er hat in seinem Leben viele Wohnungen gehabt: große, hohe Zimmer. Mit soliden, mit den Jahren auch schönen Möbeln. Hat es genossen, so zu wohnen. Aber man braucht nicht so viel. Späte Einsicht, dafür steht sein japanisches Haus.

Er bereitet den Tee. Was braucht man schon! Ein Stück Brot, ein wenig Wasser. Gefängnisnahrung, gewiss. Aber er steckt ja in seinem Körper wie in einem

Gefängnis! Ohne Fluchtmöglichkeit, wie raffiniert er es auch anstellen würde. Reichtum – wozu? Opulenz wird auf Dauer fade. Die Häuser, Bungalows, Villen seiner einstigen Kollegen: Manierismus. Jedes Zuviel betäubt das Gefühl für das Notwendige.

Der Mann trinkt seinen Tee. Auch dieser – nicht notwendig, weder um den Durst zu löschen noch des Genusses wegen. Er trinkt ihn, um ihn zu trinken. Wie er in seinem japanischen Haus leben würde, um zu leben. Nichts sonst. Nicht groß zu leben, nicht ehrenvoll. Aber auch nicht unehrenhaft, nicht ausschweifend, wenn auch nicht kümmerlich. Doch alle Beifügungen ändern am Leben nichts. Sind nur seltsame Additionen. Erhöhen aber die Summe des Ganzen nicht.

Der Mann blickt in den Garten.

Drei Matten. Etwas Brot, wenig Wasser. Keine Unterhaltung. Keine Bücher, Zeitungen. Kein Fernsehen. Kein Kino. Kein Theater. Kein Konzert. Nichts. Erlebniskeuschheit. Welche Zeit würde er noch vertreiben wollen? Was benötigen die Azaleen: Wind. Regen. Etwas Sonne. Ist er mehr als eine Azalee? Nur sein Denken macht mehr aus ihm. Um dieses ausgleiten zu lassen, sitzt er auf den drei Matten. Dafür hätten auch zwei ausgereicht. Oder nur eine, sarggroß.

Die Steine im Garten denken nicht. Sie sorgen sich nicht um ihr Steinsein. Sondern sind einfach – Steine. Wissen davon aber nichts. Besitzen nicht einmal ein Wort dafür. Das Wasser im Teich ist Wasser.

Das Haus ist Haus. Und er ist – niemand, wenn er nicht denken würde. Sein Feind ist die Einbildung.

Der Mann sieht den Mond aufgehen, der auch nichts von seinem aufgehenden Mondsein weiß. „Aufgehen“ – so nennen es die Menschen. Aber von der Warte des Mondes aus betrachtet kann er weder „aufgehen“, noch will er es. Weil er die Worte dafür nicht hat, noch Können oder Willen dazu. Als Mond überhaupt keine Tätigkeiten kennt, selbst wenn er sie in Menschaugen zu „verrichten“ scheint.

Wer mit der Geburt „aufgehen“ kann wie der Mond, kann auch am Ende „untergehen“ wie er. Nur wäre, es so zu sehen, Einbildung, nicht Wirklichkeit. Menschliches Beiwerk. Der Mond „mondet“ höchstens. Dorthin, wo der Mond, wenn er erscheint, nicht aufgegangen ist, würde sein Haus ihn führen, ohne es zu beabsichtigen. Und wie der Mond nicht unterging, würde auch er, wenn er sein Denken einstellen und die Einbildung abschütteln könnte, nicht im Tod „versinken“. Denn ohne Denken schmerzt kein Tod. Weil er ohne Denken nicht gedacht werden kann. Der Mann verliert sich mehr und mehr darin, nicht einmal das Überwinden des Denkens mehr denken zu wollen. Um schließlich sogar das Wollen nicht mehr zu wollen. Nur noch zu „monden“.

Er sitzt nicht des Todes wegen auf drei Matten. Sondern, um dort zu sitzen. Mehr nicht. Mehr gibt es auch nicht. Und während er so sitzt und nur mehr atmet, verliert sich unmerklich das Gefühl zu sitzen. Schließlich weiß er auch vom Atmen nichts mehr.

Irgendwann erhebt er sich. Verschließt die Wände.
Legt das Teegerät beiseite. Tritt in den Vorraum. Klei-
det sich um. Verlässt das Haus über den Hof. An der
Wegbiegung wendet er sich zu dem Haus zurück. Ver-
neigt sich.

Weint.

Geht davon.



Rollen

„Ich fürchte, ich kann Ihnen darüber nichts sagen. Ich bin an die ärztliche Schweigepflicht gebunden, auch über den Tod eines Menschen hinaus, ich dürfte nicht einmal den Erben jenes Mannes etwas über ihn offenbaren!“

„Gewiss“, sagte ich, „allerdings weiß ich, und das ist kein Geheimnis, der Mann war bei Ihnen in psychotherapeutischer Behandlung. Warum? Hatte er Depressionen? Angst vor dem Tod?“

Die Frau schüttelte missbilligend den Kopf: „Ich sagte doch, ich kann Ihnen dazu nichts sagen.“

Ich gab nicht auf: „Das Strafgesetzbuch verbietet Ihnen nur, Geheimnisse weiterzugeben, meint damit Tatsachen, die nur einem beschränkten Personenkreis bekannt sind und an deren Geheimhaltung der Betroffene ein sachlich begründetes Interesse hat. Im Falle des Mannes wären das seine Krankheit, wegen der er zu Ihnen kam, Ihre Diagnose, die Therapie. Aber Sie können mir doch etwas über sein Wesen sagen, dessen ja jedermann ansichtig wurde, der mit ihm zu tun hatte!“

Die Frau dachte nach, dann sagte sie: „Ich weiß nicht. Aber fragen Sie, ich werde jeweils entscheiden, ob ich antworte!“

Das war immerhin etwas. Ich fragte: „War der Mann ein Samurai?“

Die Therapeutin lachte hellauf, „was für eine Frage, natürlich nicht!“

„Ich meinte“, ergänzte ich, „nicht im Sinne, ob er es wirklich war, es gibt keine Samurai mehr, wohl aber ihr Wesen: kriegerisch, tapfer, mit Ehrenkodex bis hin zur Selbstverleugnung oder gar Selbstvernichtung. In diesem Wesens-Sinn meinte ich meine Frage!“

„Offen gestanden weiß ich nicht, ob der Mann in diesem Sinne tapfer war. Vielleicht spielte er manchmal heimlich die Rolle eines Samurai, aber nicht einmal das könnte ich Ihnen bestätigen – aber gelegentlich tut das wohl jeder, auch Frauen, wahrscheinlich auch Sie, womöglich eben jetzt?“

„Wüssten Sie sonst eine Rolle zu nennen, die er spielte? In der er mehr zu Hause war als in der zugegeben etwas hergeholten eines Samurai? Die typisch für ihn war?“

„Ach, das geht mir doch alles zu weit. Ich rede nicht über meine Patienten, gleich, welche Gesetze Sie zitieren. Aber dieses kann ich Ihnen sagen, und damit wollten wir es genug sein lassen: Natürlich spielte dieser Mann Rollen, manchmal sogar die eines Samurai, aber gewiss auch viele andere! Sie selbst tun nichts anderes, ich ebenso, jeder spielt immerzu Rollen. Beim Frühstück die Ehefrau. Bei der Arbeit die Kollegin. Nachmittags bei den Hausaufgaben ein Gemisch aus Lehrerin und Mutter. Abends im Konzert: die Schöne, und hernach, wenn es sich ergibt: die Verführerin! Frauenzeitschriften bieten im Grunde weniger Inhalte an als diverse Rollenmöglichkeiten, im Anzeigen- wie im redaktionellen Teil, bei Männerzeitschriften wird das so wenig anders sein wie

im Fernsehen oder im Kino. Streng genommen gibt es keine Menschen, nur Rollen, die wir je und je mehr oder weniger ausfüllen. Und ein Genie ist, wer eine neue Rolle erfindet, die es bisher noch nicht gab, derartiges würde ich ‚role-design‘ nennen, und es dürfte die genialste aller Künste sein!“

Ich war von dieser Explosion überrascht, musste aber der Therapeutin Recht geben: „Und der Montag fühlt sich anders an als der Dienstag, und der wieder anders als Mittwoch oder das Wochenende? Ich fülle am Montag die Montagsrolle aus, modifiziert durch zusätzliche Ereignisse wie Ehefrau, Kollegin, Mutter und Verführerin?“

„Sie als Verführerin – das möchte ich sehen!“, lachte die Analytikerin, „aber ich weiß, was Sie meinen, Wochentage erhalten ihre Prägungen durch die Erfahrungen, die wir mit ihnen jeweils gemacht haben, darum fühlt sich der Samstag für die meisten Menschen tatsächlich anders an als der Montag. Nur würde ich Wochentage oder auch Jahreszeiten lieber ‚emotionale Beleuchtungen‘ nennen, die jeweils die einzelnen Rollen, die wir nacheinander spielen, in ihr besonderes Licht setzen.“

„Und der Rollenwechsel?“

„Ist nötig und fast immer auch möglich. Erfolgt je nach Anforderungen oder Bedürfnissen. Manchmal allerdings findet man aus einer Rolle nicht wieder heraus. Solche Leute sind es, die zu mir kommen.“

Ich zögerte, fragte dann doch: „Gesetzt, ich spiele die Rolle eines Samurai. Dann verlasse ich diese Rol-

le, weil sie nicht mehr passt oder mich anderes dazu nötig. Wohinein verlasse ich diese Rolle?“

„In eine andere Rolle natürlich!“

Die Antwort hatte ich erwartet. „Aber wenn der Mensch immerzu nur Rollen spielt, wer ist er dann jenseits dieser Rolle, also gewissermaßen ‚an sich‘?“

Wieder lachte die Therapeutin: „der Mensch an sich‘ – dazu lesen Sie besser Ratgeberbücher und fragen Ihren Pfarrer oder Philosophen!“

„Im Grunde gibt es also nur Rollen, die ich in bestimmter Gefühlsbeleuchtung nacheinander auf der Bühne des Lebens spiele, und dieses ‚Ich‘, das da spielt, ist nur das notwendige Konstrukt, um die Rollen wechseln zu können ...“

„Wir nennen das übertrieben dramatisch ‚Identität‘, die wir diachronisch, durch die Zeit hindurch, ebenso zu erhalten suchen, wie synchronisch, also in den verschiedenen Fäden der Gegenwart!“

„Die aber als solche gar nicht vorhanden ist?“

„Womöglich!“

Wir hatten uns von dem Mann entfernt, um den es mir zu tun war, so kehrte ich zu ihm zurück: „Sie müssen nicht antworten. Aber wissen Sie bezogen auf Ihren früheren Patienten etwas von einem japanischen Haus?“

„Natürlich!“

Die Therapeutin sah, wie mich ihre rasche und offene Antwort verblüffte, so fügte sie hinzu: „Das gehörte nun wirklich nicht zu seinen Geheimnissen! Er hat jedem davon erzählt, ob er es hören wollte oder

nicht, mir einmal auch die Pläne mitgebracht, ich weiß sogar den Namen des Architekten, und er suchte, als wir die Therapie abbrachen, eben ein Grundstück für das Haus in der Nähe seiner Wohnung, was sich als schwieriger erwies, als er gedacht hatte.“

„Ein Grundstück – Sie meinen: in Deutschland?“

„Was glauben denn Sie – etwa in Japan?“

Ich war konsterniert, denn eben das hatte ich bis dahin gemeint. Abschließend fragte ich: „Warum wurde die Therapie abgebrochen?“

Ich hatte mit einer Antwort nicht gerechnet.